

**WIEDERVORLAGE:
NATIONALKULTUR**

**VARIATIONEN
ÜBER EIN NEURALGISCHES THEMA**

HG. VON CHRISTOPH BARTMANN, CAROLA DÜRR UND HANS-GEORG KNOPP

Steidl Verlag

In Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut

1. Auflage 2010
© 2010 für die Texte bei den Autoren
© 2010 für diese Ausgabe: Steidl Verlag, Göttingen und Goethe-Institut, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Schiller-Statue im Archiv des
Deutschen Literaturarchivs Marbach, Foto: Spohler/Laif
Satz, Druck, Bindung:
Steidl, Düstere Str. 4, 37073 Göttingen
www.steidl.de
Printed in Germany
ISBN 978-3-86930-081-8

Inhalt

- 7 Vorwort
Christoph Bartmann und Hans-Georg Knopp
- 11 Nationalkultur – schon wieder oder immer noch?
Eine Einführung
Carola Dür
- 17 „Nie geraten die Deutschen so außer sich, wie wenn sie zu sich kommen
wollen“ – Was heißt Nationalkultur im 21. Jahrhundert?
Frank-Walter Steinmeier
- 27 Selbstvergewisserung und Integration durch praktisches Handeln
Klaus-Dieter Lehmann
- 35 Politik der Zugehörigkeit: Migration und ideologische
Renationalisierung in der EU
Saskia Sassen
- 57 Seit ich hier lebe, suche ich nach dem „Wir“
Mely Kiyak
- 63 Kultur und Nation in der postsouveränen Situation
Ulrich Bielefeld
- 79 Die Phantome der Kulturnation
Sigrid Weigel
- 89 Nation und Kultur im östlichen Europa – eine heilig-unheilige Allianz
Ilma Rakusa

Sigrid Weigel

Die Phantome der Kulturnation¹

Gegenwärtig erlebt das Konzept der Kulturnation eine Renaissance. Und dies nicht nur in der Tourismusbranche, wo sich der Pauschalismus mit den Zeitreisen für gehobeneren Ansprüche über den Werbegehalt dieses Begriffs einig ist: hier „Spanien, Kulturnation und Traumziel von Pauschalisten“, dort „China – Weltmacht und Kulturnation“. Auch in Politikerreden steht die Kulturnation derzeit hoch im Kurs.

Kulturnation und nationales Kulturerbe

Im September 2007 bezeichnete Kulturstaatsminister Bernd Neumann in seiner Rede beim Festakt zum 50-jährigen Bestehen der *Stiftung Preussischer Kulturbesitz*, Dach für 16 Museen, die Berliner Staatsbibliothek, das Geheime Staatsarchiv und etliche weitere Einrichtungen, die Stiftung als „Inbegriff für die Kulturnation Deutschland“. (*Tagesspiegel*, 7.9.2007) Wenn er in diesem Zusammenhang auch vom „Schatz unserer Kulturlandschaft“ sprach, dann wusste er sich einig mit Bundespräsident Horst Köhler, der die Stiftung beim selben Anlass als „*kulturelles Erbe* eines Staates bezeichnete, der die deutsche und europäische Geschichte maßgeblich geprägt“ habe.

Eineinhalb Monate später konnte wieder ein „Freudentag für die Kulturnation“ begangen werden. So der Titel der Pressemitteilung des Kulturstaatsministers über die Wiedereröffnung der aufwendig restaurierten *Anna-Amalia-Bibliothek* in Weimar drei Jahre nach dem Brand. In seiner Festrede würdigte der Bundespräsident die Bedeutung der Bibliothek für das „nationale Kulturerbe“. Vermutlich gehörte es zu den eher ungewollten Effekten dieses Festaktes, dass in der Formel ‚Kulturerbe‘, insbesondere am Ort der ehemaligen NFG (*Nationale Forschungs- und Gedenkstätte der klassischen deutschen Literatur in Weimar*), ein Nachhall eines zu DDR-Zeiten überstrapazierten Begriffs mitklang. Unter dem Titel „kulturelles Erbe“ war Erbpflege in der DDR eine dem ideologischen Kurs von Partei und Regierung untergeordnete Aufgabe.² Doch offensichtlich scheint im politischen Lexikon diese Semantik aus der Zeit vor der Wende verblasst und hinter die aktuellere Bedeutung zurückgetreten, wie sie die *Weltkulturerbekonvention* der Unesco definiert.

Um der Gefahr zu begegnen, dass die Formel ‚kulturelles Erbe‘ durch diese Art Globalisierung ihres nationalen Traditionsgehalts entleert werden könnte, lud Köhlers Festrede sie mit Metaphern aus dem Bildfeld des Lebens auf. „In Weimar schlage

das kulturelle Herz Deutschlands. Für viele Menschen verkörpere gerade die Anna-Amalia-Bibliothek mit ihren einmaligen Beständen an alten Büchern, Handschriften, Noten und Landkarten die ‚geistige Heimat‘ [...]. Die Wiedereröffnung der Bibliothek sei – trotz der Verluste – ein Freudentag für die Kulturnation Deutschland.“ (Pressemeldung 24.10.2007)

Beide Szenen verdichten sich im Bild von Bibliothek und Museum: als Symbole einer Gleichsetzung von *Kulturnation* und *nationalem Kulturerbe*. Derart wird die Nation als Erbe im Rahmen einer durch Bücher gestifteten Genealogie verstanden. Nur die Metapher des Herzens erinnert an die bekannte Leibmetaphorik, mit der die Nation traditionell auch als Volkskörper verbildlicht wird. In der Formel der Kulturnation aber wird der Volkskörper vergeistigt, während er durch einen *kulturellen* Herzschlag am Leben erhalten werden soll.

Kulturnation versus Staatsnation

Offenkundig deckt sich diese emphatische Rede aber nicht vollständig mit jenem Sinn des Begriffs, wie wir ihn im schulischen Staatsbürgerkundeunterricht gelernt haben. Im politologischen Vokabular bezeichnet die *Kulturnation* nämlich eine Nation oder ein Volk, deren Gemeinschaft durch eine gemeinsame Tradition, Sprache oder auch Religion gestiftet wird. In der Frage, ob für diese Gemeinsamkeit auch die Abstammung eine Rolle spielt, scheiden sich die Geister und Definitionen. Unstrittig ist dagegen die Beschreibung der *Kulturnation* über ihren Gegensatz: über die Beziehung zur *Staatsnation*, dem Begriff für eine staatliche und territoriale Einheit, die aus ethnisch, sprachlich oder kulturell unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen gebildet wird. Als Schulbeispiele dafür gelten die USA und die Schweiz; – letztere gern auch als *Wilensnation* bezeichnet. So unterschiedlich beide Staaten sind – dort die Vereinigten Staaten als Einwanderungsland mit Assimilationsgebot, hier die Schweiz, in der vier sprachlich unterschiedliche Bevölkerungsgruppen zumindest idealiter gleichberechtigt eine gemeinsame Nation bilden –, lässt sich dennoch in beiden Ländern ein verwandter Habitus im Umgang mit nationalen Symbolen beobachten. Die Platzierung von Nationalflaggen und -fähnchen an allen möglichen öffentlichen und privaten, in fremden Augen oft unpassenden Orten ebenso wie die breite Produktpalette mit aufgedrucktem Nationalembem, von Kleidungsstücken über Dinge des täglichen Gebrauchs bis zu Nippes, bedeutet nicht nur, dass Staatsnationen in ihrer Symbolpolitik eben auf staatliche Embleme zurückgreifen. Offenbar muss der Wille zur Staatsnation im Alltag permanent symbolisch erinnert, rituell verankert und sichtbar vor Augen gestellt werden. Das staatliche Emblem ist dabei sichtbares Zeichen der

Zugehörigkeit, das anders geartete Zugehörigkeitsmerkmale, ob Sprache, Hereditätssymbole, ethnische Merkmale oder religiöse Codes, ersetzt.

Den politologischen Gegenbegriff zur Staatsnation bildet dagegen jene *Kulturnation*, die ein Volk bezeichnet, das sich als ethnische oder kulturelle Einheit versteht, ohne eine territoriale bzw. staatliche Einheit zu bilden, wie zum Beispiel die Kurden oder Albaner. Das Lexikon der *Bundeszentrale für politische Bildung* definiert das Begriffspaar wie folgt: „Unter Berücksichtigung des territorialen Aspekts ist zwischen staatenloser (Kultur-)Nation, deren Merkmale insbesondere eine gemeinsame Sprache, Kultur und Religion sind (z. B. Kurden), und Staatsnation zu unterscheiden, die in (mehr oder weniger geschlossener) territorialer Gemeinschaft lebt und anstelle des ethnischen stärker das politische Element der Gemeinschaft betont (Verfassungspatriotismus).“

Kulturnation ohne Staat – Sprengsatz im Völkerrecht

Eben dieser Begriff einer *staatenlosen Kulturnation* ist es, der permanent Anlass zu kontroversen Deutungen liefert, mit denen nicht zuletzt Selbstbestimmungs- und Territorialansprüche legitimiert werden. Mit Bezug auf das in der UNO-Charta garantierte „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ bildet die Gleichsetzung von Volk und Kulturnation eine Art Sprengsatz im Völkerrecht. Im Interesse der Formulierung von Autonomieansprüchen gewinnen Ausdrucksformen der Kulturnation die Bedeutung einer politischen Manifestation. Die eigene Sprache, die – als Traditionsmerkmal verstanden – eine Kulturnation begründet, wird dann zum Argument im Dienste der Autonomiepolitik. Den Vorwurf, die Sprachkultur in einem solchen Sinne politisch einzusetzen, musste sich 2007 das katalanische Kulturministerium gefallen lassen, als Katalonien als Gastland der Frankfurter Buchmesse durch ausschließlich katalanisch schreibende Autoren vertreten wurde und die kastilisch schreibenden Schriftsteller aus Barcelona und anderen Orten Kataloniens vor der Tür blieben. In der Kulturnation ohne Staat wird die Sprache zur Politik. Und die Kulturpolitik gerät in den Rang von Diplomatie und Außenpolitik – mit dem Nebeneffekt, dass der Kulturretat dort meist recht üppig ausgestattet ist. Hier sind Merkmale wie Sprache, Religion oder ethnische Herkunft nicht nur Zeichen der Zugehörigkeit, sondern auch Manifestationen von Autonomie und Abgrenzung.

In der Definition der *Kulturnation* als *staatenloser Nation* formuliert das Attribut „staatenlos“ implizit einen Mangelzustand, der erst dadurch aufgehoben werden könnte, dass die Kulturnation mit dem Staat zur Deckung kommt. Dieses Ziel käme aber jenem Modell eines homogenen Nationalstaates gleich, dessen Epoche Anfang des 20. Jahrhunderts zu Ende ging, gleichzeitig mit jenem *Jus Publicum Europaeum*, das

Carl Schmitt als europäisches Völkerrecht der Neuzeit beschrieben hat. In ihm war die Beziehung souveräner Staaten untereinander durch Kriegsrecht geregelt. Da der Begriff der Kulturnation um 1900 entstanden ist, entstammt er einer historischen Situation, in der für Europa das Zeitalter der Nationalstaaten in die Krise geriet.

Die Kulturnation ist ein Produkt der Moderne, geboren aus einem Unbehagen am Staat, ausformuliert zu einem Zeitpunkt, als die Nation offenkundig so sehr zum Staat geworden war, dass es geraten schien, an den Ursprung der Nation – von lat. *natio*, Geburt, Herkunft – zu erinnern und die Entstehung der Nationalstaaten aus der selten konfliktlosen Bildung kultureller und sprachlicher Einheiten zu betonen. Dagegen argumentiert das Programm der Staats- und noch mehr das der Willensnation indirekt oder explizit gegen die Gefahren des Nationalismus, die den Nationalstaat wegen seiner Begründung als einer durch Erbe gestifteten, als natürlich betrachteten Einheit begleiten. Die Staatsnation ist also umgekehrt durch ein Unbehagen am Ethnischen begleitet.

Verfassungspatriotismus: Unbehagen an der Vergangenheit

Während der Begriff der Kulturnation sich seit seinem Aufkommen um 1900 erheblich gewandelt und seither eine vielfältige und vieldeutige Semantik angenommen hat, ist die Bedeutung des Begriffs Staatsnation relativ stabil geblieben. Allerdings wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit dem *Verfassungspatriotismus* ein neuer, gleichsam spät- oder postnationaler Counterpart zur Kulturnation formuliert. Die zitierte Lexikondefinition nennt ihn als Beispiel für eine Betonung des politischen gegenüber dem ethnischen Moment. Und tatsächlich bildet der Verfassungspatriotismus den eigentlichen Widerpart für die jüngste Wiederentdeckung der Kulturnation.

Der Begriff geht auf Dolf Sternberger zurück. Obwohl er erst bei seinem Wiederaufleben in den 1980er Jahren eine größere Wirkung entfaltete, als Sternberger ihn anlässlich des 30-jährigen Bestehens des Grundgesetzes wieder aufgriff, war er bereits 1959 formuliert worden, als Programm für eine Haltung zur Nation, in die die Erfahrungen der damals jüngsten Vergangenheit eingegangen sind, und als Alternative zum Nationalismus: „Der Begriff des Vaterlandes erfüllt sich erst in der politischen Verfassung.“ Das Konzept des Verfassungspatriotismus stellt den Versuch dar, die Idee der Nation buchstäblich mit einem neuen Inhalt zu füllen: der Verfassung. Ursprünglich war er also durch dieselbe Haltung motiviert, die auch die Konstrukteure des Grundgesetzes leitete. Ihm liegt damit ein Unbehagen an den ‚dunklen Kapiteln‘ der deutschen Geschichte zugrunde.

Während dieses Konzept in den 1980er Jahren intensiv diskutiert wurde, ist es nach der Wende als Produkt der alten Bundesrepublik – zunächst nahezu wortlos – *ad acta*

gelegt worden. Erst ein Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung kam es zu einem explizit artikulierten „Abschied vom Verfassungspatriotismus“ (so Peter Molt 2006 in der Konrad Adenauer Stiftung, zwar mit Fragezeichen, aber sichtlich bilanzierend).³ In der expliziten Abwendung vom Verfassungspatriotismus spielt das Argument einer ungenügenden emotionalen Bindung an die Nation eine zentrale Rolle, wird er doch für die wiedervereinigte Nation als zu kalt und zu rational bewertet. Die Metapher des „kulturellen Herzens“ in Köhlers Weimarer Festrede ist ein Symptom dieser Debatte – Symptom im präzisen Freud'schen Sinne: Erinnerungssymbol. Im Programm der wiederentdeckten Kulturnation soll nun das kulturelle Erbe eine emotionale Bindung an die Nation garantieren, ohne einen xenophoben Nationalismus zu schüren. Im Unterschied zum Programm der „Leitkultur“ enthält es sich normativer Ansprüche. Doch wenn man Erbe als Besitz versteht, gerät es zur Grundlage für die Legitimierung von Ansprüchen. Denn es macht einen Unterschied, ob man die Tradition als *Erbe/Besitz* begreift oder aber als *Überlieferung*, das heißt als inhomogenes Ganzes der Kultur, das uns von den vorausgegangenen Generationen übertragen wurde, durch Bibliotheken, Archive, Sammlungen und kulturelle Praktiken wie Lektüren und Übersetzungen.

Kulturnation: Unbehagen an der Ökonomie

Die Unterfütterung der wiederentdeckten Kulturnation durch das kulturelle Erbe fand 2005 statt, im Schillerjahr anlässlich dessen 200. Todestag, als die abgegriffene Formel vom „Land der Dichter und Denker“ durch die Rhetorik der „deutschen Kulturnation“ ersetzt wurde. Ein zentrales Motiv zur Aufwertung der kulturellen Tradition bestand darin, sie gegen das Herabsinken der Nation auf den Status einer großfamilialen Zugewinngemeinschaft aufzubieten. Gegen eine ausschließliche Orientierung am wirtschaftlichen Nutzen beschwor Julian Nida-Rümelin unter dem Titel „Das hat Humboldt nie gewollt“ den „Glanz einer Bildungs- und Kulturnation“. (Die Zeit 3.3.2005) Und der Bundestagspräsident Thierse erinnerte die Genese der deutschen Kulturnation als Geschichte emphatischer kultureller Bestrebungen, die dem deutschen Nationalstaat vorausgingen, und sprach dieser vorstaatlichen, gleichsam intellektuellen Nation einen kosmopolitischen Charakter zu: „In der Staatsferne, auch in der Grenzenlosigkeit der deutschen Kultur lag gerade ihr Reiz.“ (Deutschlandradio, „Von Schiller lernen 4“)

Gegen den Modus einer Betriebsbesichtigung, in dem zum Beispiel die Römerberggespräche 2007 die Berliner Republik betrachteten, formuliert das Programm der Kulturnation einen grundlegenden Vorbehalt, der sich nun nicht mehr gegen zu viel Staat, sondern gegen zu viel Betrieb richtet, gegen die Verwandlung von Politik in Betriebswirtschaft. So berechtigt die Diagnose schwindender Politik angesichts der

Angleichung von Koalitions- an Haushaltsverhandlungen ist, wird sie im Zeichen der Kulturnation mit einem – wenig zukunftstauglichen – nostalgischen Blick zurück verknüpft. Die zitierte Bezeichnung des kulturellen Erbes als „Schatz“ ist Symptom dafür, dass sich darin der Traum einer an-ökonomischen Besitzform verbirgt. Bereits die historische Vorgeschichte und Genese des Konzepts der Kulturnation im 19. Jahrhundert war durch eine Kritik an der Vormacht der Wirtschaft begleitet. In Ernest Renans berühmter Rede *Qu'est-ce qu'une nation?* 1882 an der Sorbonne, in der er einige Aspekte der Kulturnation vorweggenommen hat, heißt es kurz und bündig: „Ein Zollverein ist kein Vaterland.“

Konstruktion der Tradition

Es ist offensichtlich, dass das Pathos bemüht ist, in der gegenwärtigen Rhetorik der Kulturnation das kulturelle Erbe der Nation gegen seine Beschädigungen durch die NS-Geschichte abzdichten. Insofern ist es kompatibel zur um sich greifenden Haltung einer „von historischem Wissen entkernten Pietät“ (Volkhard Knigge), die politische Sonntagsreden zur Geschichte der Shoah einnehmen. Um nicht in einer Gegenrhetorik zu verharren, mit Auschwitz als universalem Argument, muss die Frage gestellt werden, ob die historische Entstehung der Kulturnation möglicherweise etwas damit zu tun hat, dass es überhaupt zu diesen Verbrechen hat kommen können.

Als verspätete Nation – genauer verspäteter Nationalstaat – bildet das Deutschland des 19. Jahrhunderts den Modellfall einer Kulturnation, weil hier der nationale Diskurs und die intellektuelle Arbeit für eine nationale Gemeinschaft der Konstitution eines Nationalstaats vorausgegangen sind. Dazu hat die Etablierung zahlreicher Disziplinen nicht unwesentlich beigetragen, allen voran Sprachgeschichte und Neuphilologie. Deren Konstruktion einer einheitlichen Tradition hat das Bild einer Literaturgeschichte kreiert, in der die tatsächlich eher *Kurze Geschichte der deutschen Literatur* (Heinz Schlaffer 2003) vergessen worden ist – reicht diese doch nur von der Bildung einer einheitlichen Literatursprache Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu deren Auflösung in die Vielsprachigkeit im 20. Jahrhundert. Von den Anstrengungen, eine deutsche Literaturgeschichte zu stiften, wie auch von deren Brüchen zeugen solche Vorhaben wie Friedrich Schlegels *Geschichte der alten und neuen Literatur* (1812). Darin wird die Literatur bis zum 18. Jahrhundert im Bild eines Stammbaums dargestellt, sodass die Geschichte der abendländischen Literatur als Ergebnis einer Art Naturgeschichte erscheint, während die neue Literatur als Generationengeschichte erzählt wird, die seinerzeit gerade mal bis zur dritten Generation vorgedrungen war.

Wenn man Schlegels und andere Bücher aus den Regalen der *Anna-Amalia-Bibliothek* in die Hand nimmt, dann wird nicht nur das Bild eines nationalen Kultur-

erbes, einer aus Herkunft und Geburt abgeleiteten Kultur, brüchig. Spätestens bei der genaueren Lektüre wird auch die Berufung auf die Kulturnation problematisch. Während der Formierung der nationalen Tradition blieb es nämlich etlichen Schriftstellern vorbehalten, auf den teils zwanghaften Charakter einer Einheitsstiftung *qua* Abstammung und Herkunft hinzuweisen. Etwa Heinrich Heine oder Annette von Droste-Hülshoff, in deren Literatur jene Phantome und Wiedergänger auftreten, die im Familienroman der deutschen Nation an deren uneinheitliche Herkunft erinnern. Diese „archaische Erbschaft“ (Freud) im kulturellen Gedächtnis der deutschen Nation stellt eine Spur dar, deren genaueres Studium lohnt, um sich der Frage nach dem Ort der Kulturnation in der Vorgeschichte des „Dritten Reiches“ zu nähern.

Wiedergänger der Kulturnation

Da die Linie von der Französischen Revolution zu Himmlers Rede, die Martin Mosebach in der Büchner-Preis-Rede 2007 gezogen hat, von ihm durch eine allein assoziative Rhetorik verknüpft wurde, konnte dieser Gestus sich zwar dem Aufmerksamkeitswert empörter Reaktionen sicher sein, den Zuhörern und Lesern ist sie aber jeglichen Ansatz einer Erklärung, gar Analyse schuldig geblieben. Für einen solchen Versuch würde es z. B. verlohnen, die *Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* aufzuschlagen, mit der Heinrich Heine 1834 den Franzosen die deutsche Überlieferung seit Luther näherbringen wollte. Dort findet sich die Passage: „Das Christentum – und das ist sein schönstes Verdienst – hat jene brutale, germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, worin die nordischen Dichter soviel singen und sagen. [...] Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte.“

Sigmund Freud hat diesen Gedanken fortgeschrieben und direkt auf das Phänomen des Judenhasses bezogen. In *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* geht er davon aus, dass die tieferen Wurzeln des Judenhasses aus dem „Unbewußten der Völker“ wirken, und erinnert daran, dass all jene Völker, die sich „heute im Judenhaß hervortun“, erst in späthistorischen Zeiten, oft unter Zwang, Christen geworden seien: „Man könnte sagen, sie sind alle ‚schlecht getauft‘, unter der dünnen Tünche von Christentum sind sie geblieben, was ihre Ahnen waren, die einem barbarischen Polytheismus huldigten. Sie haben den Groll gegen die neue, ihnen aufgedrängte Religion nicht überwunden, aber sie haben sie auf die Quelle verschoben, von der das Christentum zu ihnen kam.“

Vor ihm hatte das Annette von Droste-Hülshoff in der *Judenbuche* (1842) ähnlich gesehen. Dass es ausgerechnet ihr Porträt war, das zusammen mit Schreibfeder und einer Buche die Banknote des 20-DM-Scheins schmückte, zeugt von einer für die alte Bundesrepublik signifikanten Symbolpolitik, dem Versuch, kulturelles Erbe und Wirtschaftswunderland zu versöhnen. Ob den Designern der Banknote aber bewusst war, wie genau die Allegorie der deutschen Nation, die in der *Judenbuche* erzählt wird, das deutsche Gedächtnis nach 1945 zu kommentieren vermochte, ist fraglich. Die Erzählung handelt nämlich von einem vaterlosen Jungen mit ungeklärter Herkunft, der aus seinem Dorf flieht, nachdem er einen Juden erschlagen hat, weil der ihn an seine Schulden erinnert hatte. Als der Junge nach 28 Jahren aus türkischer Gefangenschaft, unter dem Namen seines Freundes und Doppelgängers Niemand, zurückgekehrt ist, wird er erhängt an jener Buche gefunden, die Schauplatz der vorausgegangenen Verbrechen war.⁴ In geradezu unheimlicher Weise verweist die Banknote aus der Nachkriegsgeschichte auf die Stimme einer literarischen Kritik der Gewalt zurück, die die Genese der Kulturnation begleitet hat.

Prä- und postnationale Europäisierung

Obwohl der Fall Frankreichs ganz anders liegt als der Deutschlands, weil die *Grande Nation* auf eine lange sprachlich relativ homogene Kultur zurückblicken konnte, hat Ernest Renan seinen Begriff der Nation aus einer kritischen Reflexion beider Geschichten, der deutschen und der französischen, entwickelt. Eine Ableitung der Nation aus territorialen Gegebenheiten, aus einer gemeinsamen Rasse, Religion, Sprache oder jeder anderen anthropologischen Größe wurden von ihm gleichermaßen verworfen, um dagegen die Nation als ein geistiges Prinzip zu entwerfen, das in Vernunft und Erinnerungs-Erbe gründet. „Das eine ist der gemeinsame Besitz eines reichen Erbes an Erinnerungen, das andere ist das gegenwärtige Einvernehmen, der Wunsch, zusammenzuleben, der Wille, das Erbe hochzuhalten, welches man ungeteilt empfangen hat.“ Für Renan ist die Nation der „Endpunkt einer langen Vergangenheit von Anstrengungen, von Opfern und von Hingabe“. Und damit wird die Nation – ganz im Muster christlicher Opfertopoi – zu einer „geheiligten Sache“. Selten wurde das sakrale Moment der Nation so deutlich formuliert. Dessen Zündstoff liegt in der Frage, in welchem Zeichen die Heiligung sich ereignet, wenn nicht als Bluttaufe.

Die Sakralisierung der Nation hat Renan allerdings nicht daran gehindert, die Nation als ein historisch vorübergehendes Phänomen zu bewerten: „Die Nationen aber sind nichts Ewiges. Sie haben einmal angefangen, sie werden enden. Die europäische Konföderation wird sie wahrscheinlich ablösen. Aber das ist nicht das Gesetz des Jahrhunderts, in dem wir leben“, das heißt des 19. Jahrhunderts. Mit dieser Diag-

nose hat Renan bereits 1882 die Europäische Union als Projekt einer postnationalen Epoche antizipiert.

Die Ausformulierung des Konzepts der Kulturnation wird zumeist Friedrich Meineckes Beitrag *Weltbürgertum und Nationalstaat* (1908) zugeschrieben. Die von ihm artikuliert Spannung – er beschrieb sich selbst als „Herzensmonarchist“ und „Vernunftsrepublikaner“ – ist in der aktuellen Europa-Diskussion, in leicht modifizierter Form, wieder virulent. Das Verhältnis zwischen Nation und EU wird nämlich von manchen als Spannung zwischen kultureller Herzensnation und europäischer Vernunftsgemeinschaft beschrieben. Dabei kommt die Idee des Verfassungspatriotismus in europäischer Dimension noch einmal zur Geltung. Anderen dagegen ist das zu wenig Gefühl für Europa, weshalb sie die Idee der Kulturnation auf die Ebene des übernationalen Staatenbundes zu übertragen suchen und dafür plädieren, eine gemeinsame europäische Tradition zu stiften, Europa also mit Hilfe der Konstruktion eines gemeinsamen Erbes zu bauen. Wie bemüht sich solche Vorhaben ausnehmen und welche Abstraktionsschritte dafür nötig sind, wird am Bildprogramm der gemeinsamen Währung kenntlich. Die meisten nationalen Banknoten bilden namhafte Persönlichkeiten aus der Geschichte des Landes ab. Das waren im Falle der alten DM-Noten neben Droste-Hülshoff: Bettina von Arnim, der Mathematiker Gauß, der Barockbaumeister Balthasar Neumann, Clara Schumann, der Mediziner Paul Ehrlich, Sybilla Merian, Wilhelm und Jacob Grimm, sodass das Geldausgeben zu einem Nachhilfekurs in deutscher Geistesgeschichte werden konnte. Die Bildung mit Hilfe der Euro-Banknoten wird schwerer fallen, denn darauf sind Baustile aus sieben Epochen der europäischen Kulturgeschichte dargestellt, auf der Vorderseite Fenster und Tore, auf der Rückseite Brücken – Sinnbilder für die gute Absicht von Offenheit und Verbindung.

Hier die Perspektive einer *Vernunfts- oder Wertegemeinschaft* – jener Werte, die der Verfassungsentwurf formuliert hat: Gleichheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Toleranz, Pluralismus, Nichtdiskriminierung –, dort das Plädoyer dafür, ein gemeinsames Erbe Europas, wo nicht vorhanden, retrospektiv zu stiften. Diese Kontroverse erweist sich als Wiederauflage jenes Gegensatzes, der aus dem Diskurs über die Nation bekannt ist. Wieder werden Verfassung und emotionale Bindung gegeneinander gesetzt. Doch geschieht dies im Falle Europas vor dem Hintergrund, dass Ökonomie und Kultur im System EU *de facto* stärker auseinandergetreten sind. Als Wirtschaftsgemeinschaft gegründet, sind die Ziele und Aktionsfelder der EU dominant ökonomisch und technologisch ausgerichtet. Erst durch die Krise des Verfassungsentwurfs wurde in Brüssel die Relevanz der Kultur für die Europäisierung entdeckt: als Vergessenes des Vereinigungsprozesses und als Rettung zugleich.

Stattdessen käme es darauf an, die Kultur in der Weise ernst zu nehmen, dass die gegenwärtige Pluralität der europäischen Länder als Ergebnis sehr heterogener geschichtlicher Erfahrungen untersucht wird, als Produkt unterschiedlicher Umgangsweisen mit verschiedenen Sprachen, Bildpraktiken und Religionen, verschiedenen Kulturen, Mentalitäten, Kleiderordnungen und Affektpraktiken. Wenn die Europäisierung, wie stets betont wird, als Prozess und als Aushandlung von Interessen und Unterschieden vorangetrieben werden soll, dann birgt die Geschichte gerade derjenigen Länder Europas, die kulturell, sprachlich und religiös *nicht-homogen* sind und von denen sich viele, die aus der Auflösung des sowjetischen Imperiums entstanden sind, z. Zt. gerade im konfliktgeladenen Prozess der Nationsbildung befinden, ein reiches Wissen über – positive wie negative – Verhandlungskulturen. Die europäische Kulturgeschichte stellt tatsächlich ein Potenzial für die Europäisierung dar, jedoch nur dann, wenn sie weder als „Schatz“ stillgestellt noch retrospektiv als gemeinsame Tradition konstruiert, sondern untersucht wird: als Wissen über die Aushandlung von Differenzen, über Freund- und Feindkulturen, über Transformations- und Übersetzungspraktiken und über unterschiedliche historische Erfahrungen diesseits und jenseits der Nationalstaaten. Die Osterweiterung der EU könnte genutzt werden, um den *Sonderweg Europas* (Mitterauer) in einem erweiterten Horizont noch einmal zu beleuchten und die Genese der europäischen Kultur aus vielfältigen Ursprüngen zu studieren.

(Der Vortrag, dessen Inhalt auch Gegenstand der Diskussion auf dem Symposium „Wiedervorlage: Nationalkultur“ war, wurde gehalten im Rahmen der „Römerberggespräche 2007: Die Berliner Republik. Eine Betriebsbesichtigung“.)

Anmerkungen

- 1 Zum Thema vgl. auch von der Autorin: *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*, München 2006; „Zwei jüdische Intellektuelle unter ‚schlecht getauften Christen‘. Zur kulturgeschichtlichen Bedeutung von Götterbildern bei Heine und Freud“, in: *Heinrich Heine und Sigmund Freud. Die Enden der Literatur und die Anfänge der Kulturwissenschaft*, hg. von Sigrid Weigel, Berlin 2010.
- 2 Zur Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit und dem Umbau der Stätten in Weimar vgl. *Weimar – Archäologie eines Ortes*, im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik hg. von G. Bollenbeck, J. Golz, M. Knoche und U. Steierwald, Weimar 2001.
- 3 Peter Moltz: „Dolf Sternberger und die aktuelle Debatte. Abschied vom Verfassungsparadigma?“, in: Konrad Adenauer Stiftung (Hg.): *Die Politische Meinung*, Nr. 435, 6.2.2006.
- 4 Eine genaue Analyse der *Judenbuche* als Erzählung der „unreinen Herkunft“ der deutschen Nation unternimmt die Dissertation von Escher Kilchmann: *Verwerfungen in der Einheit. Geschichten von Nation und Familie um 1840*. Heinrich Heine, Annette von Droste-Hülshoff, Jeremias Gotthelf, Georg Gottfried Gervinus, Friedrich Schlegel, München 2009.